



Till Bastian

Die Seele als System

Wie wir wurden, was wir sind

Vandenhoeck & Ruprecht

Till Bastian, Die Seele als System

V&R

Till Bastian, Die Seele als System

Till Bastian

Die Seele als System

Wie wir wurden, was wir sind

Mit 9 Abbildungen und 1 Tabelle

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-40167-5

eISBN 978-3-647-40167-6

© 2010, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen /

Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Oakville, CT, U. S. A.

www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Hinweis zu § 52a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne

vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages öffentlich zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch bei einer entsprechenden Nutzung für

Lehr- und Unterrichtszwecke. Printed in Germany.

Layout und Satz: textformart, Göttingen

Druck und Bindung: ☉ Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Man hat nicht genug Aufmerksamkeit auf die vermischten Charaktere gewandt, zwischen welchen doch das ganze Menschengeschlecht hinschwimmt.

Die Menschen, gut und böse, sind nicht ganz der Güte oder der Bosheit ergeben; sie haben Augenblicke, worin sie ruhn, so wie sie Augenblicke haben, in welchen sie handeln, und die Schattierungen der Tugenden und der Laster sind von unendlicher Mannigfaltigkeit.

Welche eine neue Entwicklung für diejenigen, die sich auf die Mischung der Farben verstehn, die da wissen, was in der nämlichen Person Niederträchtigkeit und Größe der Seele, Unbändigkeit und Mitleiden verbindet.

Louis-Sébastien Mercier (1740–1804)¹, »Über das Theater«

Inhalt

VORBEMERKUNG

Wie dieses Buch entstand	9
------------------------------------	---

EINFÜHRUNG

Von der Struktur zur Funktion – Systemtheorie und systemische Betrachtungsweise	13
--	----

ERSTES KAPITEL

Grundelemente des Seelenlebens: Wie wir wurden, was wir sind – als Spezies	49
---	----

ZWEITES KAPITEL

Subjektivität, Mentalisierung und »Todesprinzip«: Wie wir werden, was wir sind – als Individuen	65
--	----

DRITTES KAPITEL

Was uns erregt – Zur Theorie der Affekte	91
--	----

VIERTES KAPITEL

Wie wir das Dasein bewältigen – Zur Theorie der Lebensbalancen	107
---	-----

FÜNFTES KAPITEL

Was uns bewegt – Zur Theorie der Motivation 121

SECHSTES KAPITEL

Ein Zwischenfazit: Lob des unsystematischen Denkens . . . 151

SIEBTES KAPITEL

Was ist Psychotherapie und was kann sie leisten? 161

ANHANG

I. Noch einmal das Leib-Seele-Problem 183

II. Anmerkungen 201

III. Literatur 217

VORBEMERKUNG

Wie dieses Buch entstand

*Warum kann der lebendige Geist
Dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht
Ach! Schon die Seele nicht mehr.
Friedrich Schiller (1759–1805)*

Unter der menschlichen »Seele«, wie sie in diesem Buch betrachtet und als ein *systemischer Zusammenhang verschiedener Funktionen* abgehandelt werden soll, verstehe ich ein Ensemble innerer Regelungs- und Koordinationsvorgänge, das nur partiell bewusstseinsfähig ist, uns aber häufig gerade dann aktuell bewusst wird, wenn seine einzelnen Komponenten (oder Subsysteme) miteinander in Konflikt geraten.

Diese Definition mag frag- und diskussionswürdig erscheinen – und in der Tat: Sie ist es auch; ich hoffe, sie wird auf den Seiten dieses Buches hinreichend erläutert werden. Doch bevor mit diesen Erläuterungen begonnen wird, will ich in aller Kürze schildern, wie es zu der Abfassung des vorliegenden Textes gekommen ist.

Dafür gab es zunächst einen äußeren Anlass: Als ich im Jahr 2009 den Text für mein Buch »Seelenleben« niedergeschrieben hatte², musste ich nach vollbrachter Tat feststellen, dass ich in diesem vorrangig als Ratgeber, als eine Handreichung für den Alltag verstandenen und daher stark praxisorientierten Band manches theoretische Problem nicht derart ausführlich behandelt hatte, wie nicht nur ich selbst das gerne getan, sondern wie es sich vielleicht auch manche Leserinnen und Leser gewünscht hätten; es gab also noch zusätzlichen, bis dato unbefriedigten Er-

läuterungs- und Erklärungsbedarf. Eben deshalb keimte in mir der Wunsch, in Ergänzung zu jener »Bedienungsanleitung für unsere Psyche« (so der Untertitel des genannten Buches) noch ein umfängliches, stärker theoretisch gehaltenes Manual für alle diejenigen abzufassen, die den Wunsch empfinden, tiefer in die Probleme des Seelenlebens einsteigen zu wollen – eben jenes Buch, das Sie jetzt in Ihren Händen halten. Ich bin dem Verlag Vandenhoeck & Ruprecht zu großem Dank verpflichtet, weil er mir die entsprechende Möglichkeit eröffnet hat, und freue mich überdies darüber, dass diese beiden einander ergänzenden Texte – jener praxisorientierte Ratgeber und dieses in erster Linie den theoretischen Grundlagen verpflichtete Handbuch – somit in zwei der ältesten deutschen Verlagshäuser erschienen sind.

Es gibt aber noch einen tieferen Grund für die Niederschrift der vorliegenden Monographie, und der reicht weiter in die Vergangenheit zurück. Er hat mit Gedanken über das Wechselspiel von Struktur und Funktion zu schaffen, die mich nicht erst seit gestern plagten, und diese Grübeleien sind mächtig befördert worden durch die Erlebnisse auf einer Reise in die Toskana am Ende des 20. Jahrhunderts. Was soll das heißen, wie kann das sein? Man höre selbst!

*

Vinci, ein kleines toskanisches Dorf in den Hügeln nördlich des Arno, würde wohl kaum je von einem Touristen besucht werden, wenn der in der Nähe der bekannten Thermalquellen von Montecatini gelegene Ort nicht durch einen von eben hier stammenden Mann weltweite Berühmtheit erlangt hätte. Just in jenem unbedeutenden Fleck wurde nämlich am 15. April 1452 von einem Bauernmädchen namens Catarina der uneheliche, später auf den Namen Leonardo getaufte Sohn des Notars Ser Pietro in die Welt der italienischen Renaissance hineingeboren, in der er als Maler und Bildhauer, Architekt und Ingenieur, Kunsttheoretiker und Naturforscher rasch große Bedeutung zu erlangen vermochte. In einem der Museen von Vinci sind einige von Leonardos kühnen Entwürfen nachträglich realisiert und in der von ihrem Konstrukteur geplanten Größe zur Schau gestellt worden,

unter anderem jenes berühmte Fahrrad, dessen Skizze erst am Ende des 20. Jahrhundert auf einer zuvor verklebten Rückseite des sogenannten *Codice Atlantico* gefunden worden ist (ob sie nun vom Meister selbst oder von einem seiner Schüler stammt, gilt nicht als mit letzter Sicherheit geklärt).

Der Betrachter, der vor diesem Gerät steht, ist zunächst verblüfft von der Ähnlichkeit, die es mit einem modernen Fahrrad hat. Freilich ist es aus Holz gefertigt, die Räder und das Rahmengestell sind augenscheinlich recht schwer und wirken klobig. Es ist nun gewiss nicht der Fehler des Leonardo aus Vinci gewesen, dass er – oder wer auch immer aus seiner Werkstatt der geniale Zeichner gewesen sein mag – noch keine Kugellager zur Verfügung hatte, keine Gummireifen, kein Aluminium und auch sonst so gut wie nichts, was für uns als moderne Feinmechanik selbstverständlich geworden ist. Auf diesem Rad zu fahren, und das obendrein auf den holprigen Gassen und Landstraßen des Cinquecento, hätte gewiss eine bemerkenswerte Tortur bedeutet, und vermutlich wäre das gesamte Gerät schon nach einer kurzen Wegstrecke in Stücke auseinandergebrochen. Möglicherweise ist es eben deshalb auch gar nicht erst gebaut worden.

Nun spricht es nicht gegen die Genialität einer Konstruktion, dass das Handwerkszeug und das Material, dessen es für ihren praktischen Betrieb bedurfte hätte, damals noch nicht vorhanden war; möglicherweise werden wir, als retrospektive Besserwisser, sogar geneigt sein, unter solchen Umständen die Kühnheit der unzeitgemäßen Vision erst recht zu bewundern. Freilich wird auch niemand fordern, ein Fahrrad von heute müsse aus Holz gebaut sein, nur weil Leonardo selbst zu seiner Zeit mangels anderer Materialien ein hölzernes Rad konzipiert hatte ...

Wie dem auch sein mag – zu den großen Bewunderern Leonardos gehörte jedenfalls auch der Wiener Nervenarzt, Privatdozent und spätere außerplanmäßige Professor Sigmund Freud (1856–1939). Auch er war ein genialer Konstrukteur, auch er musste sich bei der Niederschrift seiner Visionen mit dem »Baumaterial« seiner Zeit zufrieden geben. Sollen wir deshalb den »psychischen Apparat«, den Freud entworfen hat, nach dem Kenntnisstand des frühen 20. Jahrhunderts rekonstruieren? Oder erweisen wir Freuds revolutionären Ideen nicht eher dann die beste Reverenz,

wenn wir das Wissen und die Möglichkeiten der Gegenwart zu Rate ziehen, um die Funktion des Systems »Seelenleben« konstruktiv erhellen zu können? Just zu diesem Zweck ist der vorliegende Text exakt 70 Jahre nach Freuds Tod anno 1939 niedergeschrieben worden.

Bei dieser Verschriftung meiner eigenen Visionen folgte ich einem zentralen Gedankengang, der an seinem Ende in einen praxisbezogenen Vorschlag mündet. Damit meine ich ein Konzept, demzufolge

- wir nicht mehr von einer seelischen Struktur sprechen sollten, die wir in verschiedene Instanzen (oder Substrukturen) aufgliedern – beispielsweise, wie Sigmund Freud, in *Es*, *Ich* und *Über-Ich* – und dann dem Bewusstsein oder dem Unbewussten zuordnen;
- wir der seelischen Realität weit besser gerecht werden, wenn wir ein System seelischer Funktionen annehmen, die durch ein Wirkungsgefüge miteinander vernetzt sind und deren jeweilige Qualität (etwa: zu interpretieren, zu bewerten oder zu bewältigen) unter bestimmten Bedingungen bewusst wird und unter anderen unbewusst bleibt.

Ich werde dieses Konzept nicht nur umreißen, sondern auch auf seine praktische Verwendbarkeit hin zu überprüfen suchen. Ich hoffe, damit ein Weiterdenken und eine Diskussion anzustoßen, die bei dem Bemühen weiterhilft, dem gerade heute so dringend erforderlichen psychotherapeutischen Handeln die notwendige allgemein anerkannte theoretische Grundlage zu verschaffen.

EINFÜHRUNG

Von der Struktur zur Funktion – Systemtheorie und systemische Betrachtungsweise

Dieses einführende Kapitel gibt einige allgemeine Hinweise zum Ziel und zur Methode des vorliegenden Buches, das freilich auch ohne Kenntnis dieser Erläuterungen gelesen und verstanden werden kann. Es ist nämlich vor allem für die theoretisch und methodologisch Interessierten unter meinen Leserinnen und Lesern verfasst und kann von all jenen, die sich diesem Kreis nicht zugehörig fühlen, ohne Schaden überblättert werden.

*Die Eigenschaften, die einem Objekt
im Allgemeinen nachgesagt werden,
sind bei genauerer Betrachtung
Namen für sein Verhalten.*

W. Ross Ashby (1903–1972)

Von einer »Struktur« oder von »Strukturen« sprechen wir geläufig und meist recht unbefangen – von der Struktur einer Tapete ist im Alltag ebenso die Rede wie von der eines Artikels oder beispielsweise eines Termitenhügels; es scheint sich mithin um eine Eigentümlichkeit zu handeln, die auch Dingen gemeinsam ist, die ansonsten voneinander sehr verschieden sind. Vielleicht, so lässt sich fragen, wird mit dieser Redewendung ja auch Schindluder getrieben? Der Begriff »Struktur« gehöre, schreibt mit einem entsprechenden kritischen Unterton der Philosoph Friedrich Kambartel, »zu den ebenso häufig wie vage und vieldeutig verwendeten Ausdrücken unserer Wissenschafts- und Bildungssprache. Nicht selten ist sein Gebrauch allerdings ohne terminologischen Anspruch harmlos metaphorisch, in Anlehnung an die Herkunft des Wortes aus dem Bauwesen, gemeint« (Kambartel in Krings et

alii, 1973/1974, Bd. 5, S. 1430). Wird er als eine solche »harmlose Metapher« verwendet, so mutet der von dem lateinischen Verbum *struere* = »bauen« abgeleitete Begriff den aufmerksamen Leser allerdings auch recht beliebig, oft sogar überflüssig an – man könnte meist ebenso gut (wenngleich schlichter) vom »Aufbau« oder vom »Gefüge« sprechen.

Im Sinne von »Bauplan« oder »Konstruktion« scheint, jedenfalls auf den ersten Blick, auch Sigmund Freud das Wort Struktur gebraucht zu haben. Aber etwas komplizierter liegen die Dinge doch. Ihm, dem mutigen Forscher und Konquistador, der seine neue Welt »vom Seelenende her« verstehen – und erobern – wollte, sind bei seinem langjährigen psychoanalytischen Feldzug zwei Themen stets besonders wichtig gewesen, die er sich offenbar miteinander verknüpft oder verklammert dachte: Erstens legte er großen Wert auf die Erhellung eben dieser *Struktur* des von ihm beschriebenen »psychischen Apparats«, worunter er vor allem dessen räumliche Ausdehnung verstand, die er in den »Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse« aus dem Jahr 1917 mit zwei nebeneinanderliegenden Zimmern verglich, einem großen Vorraum und einem kleineren Salon, deren Verbindungstüre von einem Wächter beobachtet wird (Freud, GW XI, S. 305). Freilich ist schon hier eine erste Inkonsequenz zu bemerken, denn dem *Grundriss* (zwei benachbarte Zimmer mit einer sie verbindenden Türe) wird ja offensichtlich noch eine in diesem Plan nicht enthaltene *Funktion* hinzugefügt: der Wächter, der nicht jedermann die Tür passieren lässt (ließe er nämlich jeden hindurch, wäre er überflüssig!). Diese Vermischung haftet dem gesamten Theorieentwurf Freuds bis in seine letzten Schriften an – immer wieder sprach er vorrangig von der topographischen Ähnlichkeit dieses seelischen »Apparats« mit einem aus diversen Einzelteilen zusammengesetzten Gerät, etwa einem Fernrohr oder einem Mikroskop; ein Vergleich, den er über viele Jahrzehnte beibehielt und den er in der »Traumdeutung« von 1900 ebenso erwähnt wie im »Abriss der Psychoanalyse« anno 1938 (Freud, GW II/III, S. 541, sowie GW XVII, S. 67). Dass die »psychologische« Topologie mit der anatomischen nichts gemein habe, sondern dieser völlig selbständig gegenüberstehe, hat Freud ebenfalls immer wieder betont – was freilich erst recht die Frage aufwirft, was

unter einer solchen »seelischen Ortskunde« denn eigentlich zu verstehen sei.

Wie auch immer, die vielfältigen Veränderungen, die sich im Lauf etlicher Jahre in der von Freud verschrifteten Bilderwelt vollzogen haben, werden von nicht wenigen Autoren als ein Wechsel von der Topologie (oder Topographie) zur Strukturtheorie bezeichnet (pro multis: Mertens, 1992a, Bd. 1, S. 55: »Die Strukturtheorie löste die topographische Theorie ab«), freilich ohne dass dabei genauer erklärt werden würde, worin der Unterschied zwischen »Topographie« und »Struktur« denn nun bestehen soll – offensichtlich ist die Terminologie ja hier wie dort auf *räumliche Verhältnisse* bezogen. Überhaupt wird das Freud'sche Verständnis von »Struktur« nur sehr selten hinterfragt oder gar kritisch erläutert, was angesichts seiner zentralen Stellung im Theoriegebäude doch ein wenig seltsam anmutet. Bei Jean Laplanche und Jean-Bernard Pontalis (1972) fehlt dieses Stichwort ebenso wie zwanzig Jahre später bei Wolfgang Mertens (1992b), und auch in einem Standardwerk wie dem bekannten zweibändigen Lehrbuch von Hans Thomä und Horst Kächele wird man eine Diskussion der Freud'schen Strukturtheorie oder treffender gesagt: der Freud'schen *Strukturmetaphorik* vergeblich suchen (Thomä und Kächele, 1985/1996). Dennoch wird immer wieder deutlich, dass dieses Defizit nicht selten in begriffliche Unschärfe und terminologische Schwierigkeiten mündet – etwa dann, wenn Joachim Küchenhoff in ganz anderem Zusammenhang beiläufig, aber zutreffend bemerkt, dass man eigentlich nicht »ich-synton«, sondern »selbst-synton« sagen und schreiben müsse (Küchenhoff in Schlösser und Höfeld, 1998, S. 14)³. Damit wird zugleich auf einen anderen Begriff, eben auf das »Selbst«, verwiesen, der sich weder in dem frühen, zweigliedrigen, »topographischen« Modell Freuds findet (denn dieses geht, wie schon erwähnt, von zwei Räumen mit einer bewachten Verbindungstüre aus) noch im späten, ausgereiften »Strukturmodell« mit seinen berühmten drei »Instanzen« oder »Provinzen«, nämlich »Es«, »Ich« und »Über-Ich«. Spätere Autoren haben aus unterschiedlichen Gründen das von ihnen als »Selbst« bezeichnete Phänomen diesem Drei-Instanzen-Strukturmodell gegenübergestellt oder zu dessen Ergänzung benutzt (oft verknüpft mit der Verwendung begrifflicher

Neuschöpfungen recht unglücklicher Art wie etwa dem Terminus »Selbstopathologie«), wobei sich bis heute keine einheitliche Definition des Begriffes »Selbst« hat durchsetzen können.

*

Ich möchte indes zunächst noch einen anderen Gesichtspunkt erörtern, dem Freud allem Anschein nach Zeit seines Lebens ähnlich große Wichtigkeit beigemessen hat. Denn ob er das Seelenleben nun topographisch oder strukturell zu beschreiben suchte – es ging ihm dabei immer um den Fluss von »Energie« zwischen jenen »Instanzen« oder »Provinzen« des in diesem Bemühen von ihm entworfenen seelischen »Apparates«. Dieser Energiefluss resultiert, wie Freud meinte, aus dem Bestreben dieses seelischen Apparates, »die in ihm vorhandene Quantität von Erregung möglichst niedrig oder wenigstens konstant zu halten« (GW XIII, S. 5). Dahinter stecke, so glaubte Freud, ein noch allgemeineres »Trägheitsprinzip«, von dem das gesamte organische Leben dominiert werde.

Dieses allgemeine organische Trägheitsprinzip wie auch sein Spezialfall, die hypothetische Energie-Konstanz beim Betrieb des seelischen Apparates, haben sich von der Wissenschaft allerdings nicht bestätigen lassen. Und dies gilt auch für den »Energiefluss« überhaupt, der, wenn er denn stattfindet, nach gegenwärtiger Auffassung für das Seelenleben irrelevant sein dürfte. Wenn wir uns also vor Augen halten, wie Freud – mit seinen Forschungen immerhin bereits vor über hundert Jahren beginnend! – den »Aufbau«, das »Gefüge« des Seelenlebens beschrieben hat, so müssen wir heute beide Komponenten seiner Theorie hinterfragen, nämlich sowohl die Zahl der »Bauteile« (oder, in einer hier von mir bevorzugten Ausdrucksweise, der Subsysteme) wie auch die Art der Wechselwirkungen zwischen ihnen. Für die Beschreibung dieser Wechselwirkungen hatte Freud – wie auch sein Wiener Nachbar, Medizinerkollege und geisteswissenschaftlicher Gegenpol, Konrad Lorenz – überwiegend aus der Hydraulik, also aus der Physik der Flüssigkeiten entlehnte Metaphern verwendet (populär ist beispielsweise die Rede vom »Triebstau« geworden), weshalb dieses Modell der Psyche später

gerne – allerdings nicht vom Urheber selbst – als »psychohydraulisch« bezeichnet worden ist. John Gedo glaubt ein verblüffend einfaches Fundament für dieses hydraulische Triebmodell gefunden zu haben. Für ihn spiegelt der Freud'sche Triebbegriff schlicht und einfach »den Vorgang der Urinausscheidung wider: Etwas stellt sich fortlaufend her, sammelt sich an und erzeugt Druck und Not, um nach einer Weile des Widerstandes mit Befriedigung und Erleichterung entladen zu werden« (Gedo, 1996, S. 388). Wie man darüber auch denken mag – es ist einleuchtend, dass wir heute differenziertere Konzepte brauchen, um der Vielfalt menschlicher Antriebe gerecht werden zu können (eine bündige Kritik der »Psychohydraulik« in der Theoriewelt von Konrad Lorenz findet sich zum Beispiel bei Norbert Bischof, 1985, S. 152 ff.).

Freuds theoretische Gesamtkonzeption, seine »Metapsychologie« (er benutzte dieses Wort in bewusstem Bezug auf die »Metaphysik« des Aristoteles), in die jener »topische« (oder »strukturelle«) ebenso wie der »energetische« (oder »ökonomische«) Aspekt als wesentliche Bestandteile des Theoriegebäudes integriert sind, ist freilich selbst Resultat einer Verdrängung – jedenfalls dann, wenn wir dieses Wort in seinem ursprünglichen, hier tatsächlich topographischen Sinn gebrauchen, also synonym mit »dislozieren«. Aus dem später – zum Beispiel im »Abriß der Psychoanalyse« von 1938 – der Weltöffentlichkeit dargelegten Lehrgebäude »verdrängt« wurde nämlich Freuds eigener genialer »Entwurf einer Psychologie«, den er anno 1895 als noch nicht vierzigjähriger Arzt, aufbauend auf einer soliden neurobiologischen Ausbildung, verfasst hatte und den er zeitlebens nicht veröffentlichen wollte. Es scheint, als sei ihm dieser außerordentlich bemerkenswerte Text später peinlich gewesen – dies allerdings sehr zu Unrecht, denn der Autor Freud des Jahres 1895 war, so konstatiert der Hirnforscher Gerhard Roth rund einhundert Jahre später, »einer der Ersten, der die Idee vortrug, dass das Gehirn aus untereinander verknüpften Neuronen besteht, die dadurch komplizierte Nervenetze bilden, und dass sich aus der Art der Verknüpfung der Neuronen die Funktion dieser Nervenetze ergibt« (Roth in Schiepek, 2003, S. 29). Der uns heute ganz selbstverständliche Begriff der *Synapse*, von dem Physiologen Claude

Sherrington (1857–1952) im Jahr 1897 in die wissenschaftliche Literatur eingeführt, war Freud zwei Jahre zuvor bei der Abfassung seiner Forschungsarbeit von 1895 (die er selbst »Psychologie für Neurologen« hatte nennen wollen, vgl. Jones, 1953/1984, Bd. I, S. 444) noch nicht verfügbar gewesen.

Aber schon Freuds getreuer Schüler und Biograph Ernest Jones erkannte 1953, dass Freuds gedankliche Konstruktion »vor kurzem unter dem Einfluß der neueren Forschungen auf dem Gebiet der sogenannten Kybernetik wieder auflebte. Es wäre interessant, den Zusammenhängen zwischen Freuds erstem Versuch und der modernen Auffassung nachzugehen« (Jones, S. 427). In der Tat! Ein namhafter Wissenschaftler und Hirnforscher der Gegenwart, Manfred Spitzer, charakterisierte diesen Zusammenhang exakt fünfzig Jahre nach Jones beiläufiger Bemerkung so: »Freud hatte offenbar erkannt, dass ihn diese Modelle nicht weiterbrachten [...] Der Grund hierfür ist aus heutiger Sicht sehr einfach: Vor einem Jahrhundert gab es den für das Verständnis von Neuronen wesentlichen Begriff der *Information* noch nicht. Erst dieser von Shannon und Wiener mathematisch präzisierte Begriff erlaubte es, Neuronen ganz neu zu betrachten, das heißt als Speicher und Leiter von Informationen (und *nicht* von Energie)« (Spitzer in Schiepek, 2003, S. 42).

Ohne die Leistung des genialen Forschers Freud schmälern zu wollen, der es ja nicht zu verantworten hat, dass zu seiner Zeit der uns nicht nur im Alltagsgebrauch völlig selbstverständliche, sondern zugleich die Grundlage der modernen Massenkommunikation bildende Shannon-Weaver'sche Informationsbegriff noch unbekannt gewesen ist, muss summa summarum festgehalten werden, dass sein »energetisches« Modell der Motivation heute nicht mehr haltbar bzw. inadäquat geworden ist.

Wenn etwas im Nervensystem »fließt«, dann ist es eben Information, und diese ist stets unabhängig von ihrem stofflichen Träger, ebenso wie von der Energieform, die einen solchen Informationsfluss in Gang halten mag. Eine Theorie, die diesem Sachverhalt nicht (mehr) gerecht wird, kann nicht als zukunftsfähig gelten (siehe hierzu auch das Beispiel auf S. 36, Abb. 2!).

*

Was also jenen seelischen »Apparat« betrifft, dessen (dreiteiliger) Aufbau in herkömmlicher Terminologie als »Struktur« bezeichnet wird, so könnte man die Freud'sche Untergliederung in Es, Ich und Über-Ich möglicherweise – mit Vorsicht – weiter benutzen, sofern man sich dabei eingedenk bliebe, dass es sich erstens eben *nicht* um einen *stoffliches Gefüge* handelt (also um das, was uns Metaphern wie die vom »Bau« oder vom »Apparat« nahe legen), sondern um ein *Gefüge* von *Wirkungen* – und eben das ist auch der Grund, weshalb, wie später ausführlich begründet werden wird, besser nicht von »Struktur«, sondern von »System« gesprochen werden sollte. Zweitens ist festzuhalten, dass der biologische Unterbau dieser (wie auch immer verstandenen) *Wirkgrößen*, an die man, wenn man möchte, auch die Etiketten »Es«, »Ich« und »Über-Ich« kleben könnte, nicht als eine Art »brodelnder Dampfkessel« betrachtet werden darf, der durch die Heizleistung zweier Grundtriebe, Eros und Thanatos, mit (Wärme-)Energie aufgeladen wird, sondern als ein aus etlichen miteinander interagierenden Subkomponenten bestehendes Motivationssystem, das sich in seinem Komplexitätsgrad zu Freuds 1923 konzipierter Modellvorstellung etwa so verhalten dürfte wie ein moderner Computer zum Räderwerk einer mechanischen Uhr aus der frühen Neuzeit.

Es wäre allerdings nur konsequent, über neue, adäquatere Denkmodelle nachzusinnen. Just dies ist der Weg, den das vorliegende Buch beschreitet, und wie bereits angedeutet worden ist, wird der Systembegriff dabei im Zentrum stehen. Eines der ersten Themenfelder, auf dem ich meine theoretischen Überlegungen praxisorientiert veranschaulichen möchte, wird, dem oben Gesagten entsprechend, im fünften Kapitel das *Motivationsgefüge* sein. Denn gerade das Thema »Motivation«, also die Erhellung unserer inneren Beweggründe, ist – so paradox sich das auch anhören mag – von der Tiefenpsychologie bisher stark vernachlässigt worden, möglicherweise in der (irrigen) Überzeugung, durch Sigmund Freuds dualistische Triebtheorie sei dieses Thema bereits abgearbeitet worden.

Beides – die Kritik der Begriffe und die Skizzierung möglicher Alternativen – möchte das vorliegende Buch zumindest in Ansätzen leisten. Um diesem ehrgeizigen Ziel näher zu kommen,

ist zunächst freilich noch ein wenig Theoriearbeit vonnöten, die Leserin und Leser mir hoffentlich nicht verübeln werden. Für dieses Unterfangen existiert ein passender Wahlspruch: »Es gibt keine Landstraße für die Wissenschaft, und nur diejenigen haben Aussicht, ihre lichten Höhen zu erreichen, die die Mühe nicht scheuen, ihre steilen Pfade zu erklimmen« (Karl Marx, Brief an den französischen Verleger des »Kapital«, 18. März 1872).

*

Wie eingangs bereits erwähnt worden ist, stammt die Vorlage für die Strukturmetapher ursprünglich aus dem Bauwesen bzw. aus der Architektur. Es geht bei der Benutzung dieser Redewendung um ein Gefüge aus mehr oder minder sinnreich ineinandergesetzten Einzelteilen, die der gesamten Konstruktion ihre Gestalt verleiht. Naheliegenderweise haben alle Autoren, die den Strukturbegriff auf andere Bereiche übertragen haben – von Wilhelm Dilthey über Sigmund Freud bis zu Eduard Spranger, um nur drei bekannte Vertreter der klassischen Humanwissenschaften zu nennen –, immer Wert auf die Beziehung zwischen dem Teil und dem Ganzen gelegt. Bei Spranger kommt diese Qualität, die freilich schon Dilthey in seiner ersten »Studie zur Grundlegung der Geisteswissenschaften« (1905) beschrieben hatte, besonders prägnant zum Ausdruck: »Gegliederten Bau oder Struktur hat ein Gebilde der Wirklichkeit, wenn es ein Ganzes ist, in dem jeder Teil und jede Teilfunktion eine für das Ganze *bedeutsame* Leistung vollzieht, und zwar so, dass Bau und Leistung jedes Teiles wieder vom Ganzen her bedingt und folglich nur vom Ganzen her verständlich ist« (Spranger, 1949, S. 8).

Die Rede von einer »Leistung« und, dazu synonym, von einer »Funktion« kann freilich nichts daran ändern, dass dem solcherart ein- und abgegrenzten Strukturbegriff etwas Starres, etwas Festes anhaftet. Bei einer derartigen Struktur (das Wort wird, wie aus dem Zitat ersichtlich, auch von Spranger als gleichbedeutend mit »Bau« verwendet) denken wir allemal eher an grobstoffliche *Dinge* als an flüchtige *Vorgänge*, eher an einen *Gegenstand* als an einen *Prozess*; just so hatte es ja auch Sigmund Freud in seiner »Strukturtheorie« gehalten, als er im »Abriß der Psycho-

analyse« (1938) den von ihm beschriebenen »psychischen Apparat« mit einem Mikroskop oder einem Fernrohr verglich. Die Frage ist deshalb durchaus gerechtfertigt, ob dieser Begriff auch dann noch brauchbar ist, wenn es darum geht, die Ereignisketten oder Wirkungsgefüge in jener Sphäre zu beschreiben, die wir einstweilen noch als »Seelenleben« bezeichnen wollen, einer Sphäre, in deren Bereich Vitalvorgänge, Lebensprozesse ablaufen. Halten wir uns – beispielsweise – das Ensemble jener Prozesse vor Augen, die die Tiefenpsychologen gerne mit dem Wort »Abwehrmechanismus«, die Verhaltenspsychologen hingegen als »Coping-Strategien« zu beschreiben pflegen (und die im dritten Kapitel dieses Buches ausführlich untersucht werden sollen): Der fragliche Vorgang erinnert doch schon bei erster, flüchtiger Betrachtung nicht so sehr an einen *Bauteil* eines Fernrohres, etwa an seine Linse, sondern weit eher an einen *Regelungsvorgang*, also beispielsweise an den Mechanismus der Scharfeinstellung, mit dem manche Objekte verdeutlicht werden, während andere in der Undeutlichkeit verschwimmen. Dieser Vorgang indes ist im Bauplan des Fernglases nicht zu finden, obschon dieser Aufbau die technische Grundlage für ihn liefert, ihn also möglich werden lässt.

Betrachten wir zur Verdeutlichung des Gedankenganges ein anderes, ebenfalls recht simples Beispiel, nämlich einen Topf, den ein Koch auf die Kochplatte eines Elektroherdes gestellt hat. Die Struktur dieses Gefäßes ist einfach: ein rundes Metallgefäß mit plan geschliffenem, möglicherweise recht dickem Boden; an den Seiten zwei angeschraubte Henkel, die bei kostspieligeren Exemplaren aus nichtwärmeleitendem Material bestehen, was den Benutzer davor schützt, sich die Finger zu verbrennen. Ein Deckel, eventuell aus Glas, komplettiert das Ganze. Füllen wir Wasser hinein, so scheint das an der Struktur des Gerätes nicht viel zu ändern, außer dass das Strukturelement »Wasser im Topf« neu hinzukommt. Aber dieser Eindruck täuscht: Die Wassermoleküle befinden sich in einem dynamischen Gleichgewicht mit der Luft – etliche Moleküle verdunsten aus der Flüssigkeit in die Luft, andere kondensieren aus der Luft ins Wasser, dessen Volumen sich jedenfalls mittelfristig nicht ändert. Nach einigen Jahren allerdings wäre der Topf ausgetrocknet. Sind wir physikalisch

geschult, so *wissen* wir um diese Vorgänge, auch wenn wir nichts von ihnen *sehen* können.

Freilich ändert sich alles dramatisch, sobald wir die Herdplatte einschalten, also den Topf samt seinem flüssigen Inhalt erhitzen (in der Begriffswelt der *Synergetik*, die später kurz erläutert wird, hieße das »einen Kontrollparameter verändern«). Das Wasser sprudelt, kocht und verdampft; der Dampf lüftet schließlich den Deckel. Eben dieses Phänomen soll, wie es heißt, den jungen James Watt dazu veranlassen haben, über die Konstruktion einer Dampfmaschine nachzudenken. Uns interessiert es insofern, als wir jetzt die Dampfwolken aus dem Topf zur Küchendecke emporwabern sehen. Wir können auch ihnen eine Struktur zuschreiben – »wolkenförmig« eben –, werden allerdings die *konkrete Form* dieser Wolken niemals vorhersagen können. Nicht einmal der berühmt-berüchtigte Laplace'sche Dämon könnte das; hier zeigen sich die Schwierigkeiten einer »Wettervorhersage im Kleinen«. Bei den Wolken der emporgewirbelten Wassermoleküle handelt es sich um eine Struktur, deren konkrete Gestalt zu einem Zeitpunkt t_x sich jeder Möglichkeit einer exakten Prognose entzieht. Oder anders gesagt: Wird durch Zufuhr von Wärmeenergie das System »Topf mit Wasser« in ein System »Topf mit verdampfenden Wasser« umgewandelt, so handelt es sich um einen Prozess, in dessen Verlauf die Quantenindetermination einen Zufalls-generator eingebaut hat. Die Wolkenbildung verläuft chaotisch, sie ist nicht determiniert und damit auch nicht berechenbar.

Dieses Beispiel sollte die Unterschiede zwischen einem *stabilen* und einem *dynamischen* System verdeutlichen. Weitere Exempla sind leicht zu finden, etwa ein Kerzenstummel und die aus ihm emporflackernde Kerzenflamme. Die Elemente des Kerzenstummels »sind die Kerzen-Moleküle, und Relationen sind die räumlichen Beziehungen der Anordnung dieser Moleküle. Solange sich die Moleküle und ihre räumliche Anordnung nicht ändern (wir den Kerzenstummel nicht verbiegen), betrachten wir dieses System als stabil. Bei der Kerzenflamme hingegen ist es keineswegs die zeitliche Identität der Moleküle, die für die Stabilität des Systems relevant ist. Vielmehr werden ständig Moleküle aus der Kerze aufgesogen, verbrennen (d. h. oxidieren) und diffundieren in den Raum. Von Augenblick zu Augenblick sind

somit immer neue Moleküle am Geschehen beteiligt. Was stabil bleibt, wenn wir von ›der‹ Flamme sprechen, ist somit die Struktur dieses dynamischen Prozesses« (Kriz, 1999, S. 106 f.).

Für stabile Systeme ist die Rede von der Struktur gewiss unproblematisch; bei dynamischen Systemen – insbesondere bei solchen von sehr umfangreicher Art – könnte sie mehr Probleme schaffen, als sie löst, jedenfalls immer dann, wenn das Wort »Struktur« umgangssprachlich, also metaphorisch verwendet wird (wie das auch Sigmund Freud getan hat). Selbstverständlich ist es möglich, auch die Struktur dynamischer Systeme so zu definieren, dass ein exakt verwendbarer Begriff entsteht (das ist prinzipiell mit jedem Wort möglich), und im Rahmen der Systemtheorie ist genau das auch geschehen; darauf wird zurückzukommen sein. Aber darum geht es mir an dieser Stelle nicht – ich möchte vielmehr die folgende Hypothese als (hoffentlich!) konsensfähig vorschlagen:

Als leichtfertig verwendetes Synonym für »Aufbau« oder »Gestaltung« eignet sich das Wort »Struktur« nicht, erst recht nicht bei der Beschreibung psychischer Prozesse.

Was auch immer wir mit »Seelenleben« meinen – es könnte klug sein, den Blick dabei mehr auf das »Leben« als auf die »Seele« zu richten, und die Grundlage der zur Debatte stehenden »seelischen Lebensvollzüge« werden ohne Zweifel im Zentralnervensystem des Menschen zu suchen sein. Es kann deshalb nur hilfreich sein, sich die Größenordnung dieser Lebensvollzüge zumindest näherungsweise vorstellen zu wollen.

*

Um die Dimensionen, um die es beim dynamischen Wirkungsgefüge des menschlichen Organismus und seines Zentralnervensystems geht, mit einigen Schlaglichtern wenigstens grob zu verdeutlichen, sollen die ungeheuren Dimensionen dieser Dynamik hier kurz angedeutet werden:

- Der *gesamte menschliche Organismus* setzt sich aus etwa 100 Billionen = 10^{14} Zellen zusammen. Etwa 160 Millionen rote Blutkörperchen (Erythrozyten) werden im blutbildenden Subsystem des Organismus pro Minute neu gebildet; bei einem

AIDS-Kranken muss das Immunsystem täglich mehrere Milliarden Lymphozyten produzieren, um im Kampf gegen die HIViren überdauern zu können – und das eventuell jahrelang.

- Das *Gehirn* des Menschen besteht aus circa 10^{11} = 100 Milliarden Neuronen, die über etwa eine Trillion Synapsen miteinander verknüpft sind (manche Autoren geben noch höhere Zahlen an⁴) – das würde bedeuten, dass im Hirn eines Feten in jeder Schwangerschaftsminute durchschnittlich 250.000 Nervenzellen neu entstehen!
- Die *Informationsaufnahme* erfolgt über die Rezeptorzellen der Sinnesorgane, »von denen es 10^8 Sehzellen, je 10^7 Geschmacks- und Geruchszellen, 4×10^6 Druck-, Schmerz- und Temperaturrezeptorzellen und 3×10^4 Hörzellen gibt. Die Informationskapazität des gesamten Sensoriums beträgt 10^9 Bit pro Sekunde, während motorische Nervenfasern mit einer Informationskapazität von 10^7 Bit pro Sekunde das Zentralnervensystem mit den Effektoren, vor allem Muskeln und Drüsen, verbinden« (Wieser, 1998, S. 317).

Diese ungeheure Dynamik fordert, wenn wir ihr gerecht werden wollen, quasi aus sich heraus eine funktionelle Betrachtung, die Wirkungsgefüge analysiert und nicht bei der Betrachtung mehr oder minder starrer Baupläne stehenbleibt, die dann rein metaphorisch als »Strukturen« bezeichnet werden.

*

Psychische Vorgänge, wie sie das Leben des Organismus des *Homo sapiens* einzigartig werden lassen – zum Beispiel jene Motivationskonflikte, denen ein Widerstreit zwischen organismischen Antrieben und kulturellen Werten zugrunde liegt –, sind offensichtlich nach Art der dynamischen Prozesse »strukturiert«, wie wir sie im verdampfenden Wasser oder in der brennenden Kerze verkörpert sehen. Es handelt sich um Wirkungsgefüge, deren Eigenart wir kaum gerecht werden können, wenn wir sie mit der Bauweise eines Fernrohrs, eines Motors oder eines Architekturdenkmals vergleichen. In einer Kathedrale stehen die einzelnen Elemente, einmal errichtet, fest an ihrem Platz – die Krypta

tritt nicht in Wechselwirkung mit dem Narthex, zwischen den Schwibbögen einerseits und den Fußbodenmosaiken andererseits findet keinerlei Austausch statt. Selbstredend kann es zu schwerwiegenden Konsequenzen führen, wenn ein Bestandteil des Bauwerks nicht mehr »funktionstüchtig« ist: Bricht eine tragende Säule in sich zusammen, kann womöglich auch ein Teil des Dachstuhls einstürzen. Aber bei diesem Schaden bleibt es dann – bis eine Reparaturkolonne eintrifft. Eine Fähigkeit zur Selbstregulierung ist nicht einmal in Ansätzen vorhanden.

Man mag diese Gedanken zu den verschiedenen Aspekten des Strukturbegriffes als realitätsferne terminologische Spitzfindigkeiten ablehnen. Ich glaube allerdings, dass dieser Vorwurf der Sache nach nicht berechtigt ist. Begriffe wie – beispielsweise – die berühmt-berüchtigte »Ich-Schwäche« (das Wort hier im Sinne von Fenichel, Nunberg und anderen psychoanalytischen Autoren verstanden) suggerieren ja gewissermaßen das Bild einer festgefügtten Gebäudestruktur, bei der ein Einzelteil schadhaft ist und Mängel aufweist, wodurch dann das gesamte Bauwerk gefährdet wird. Im Gegensatz dazu zielt die ebenfalls populär gewordene Redewendung von den »gestörten Ich-Funktionen« eher auf dynamische Zusammenhänge ab. Bedauerlicherweise stehen jedoch in der tiefenpsychologischen Alltagssprache – zum Beispiel bei Fallvorstellungen in Supervisionsgruppen – des Öfteren statische und dynamische Begriffe in einer seltsamen Mixtur nebeneinander (etwa, wenn von einem »gut integrierten Struktur-niveau« die Rede ist). Zu einer allgemein anerkannten und deshalb einheitlich benutzten Reformulierung der grundlegenden Begrifflichkeit ist es trotz diverser Versuche bis heute nicht gekommen, auch wenn Freuds Metapsychologie und die Bilderwelt, mit der er »strukturelle« und »energetische« Dimensionen geschildert hat, heute allenthalben als defizitär empfunden werden.

Dabei gibt es durchaus Wissenschaftler, die psychoanalytisch ausgebildet sind und in wegweisenden Arbeiten die Problematik des von Freud überlieferten Strukturmodells deutlich gemacht haben – ich nenne hier etwa Stavros Mentzos (1984) und Friedrich-Wilhelm Deneke (1999), die jetzt beide kurz zu Wort kommen sollen. Mentzos hat in seinem Buch über »Neurotische Konfliktverarbeitung«, das nach wie vor eine erfrischende und

Das Freud'sche Seelenmodell mit seinen Instanzen Es, Ich, Über-Ich wird heutzutage von vielen Psychotherapeuten als ungenügend empfunden, und doch müht man sich nach wie vor, eine Struktur des Seelenlebens anhand von Denkmodellen und Bauplänen zu erfassen. Till Bastian geht in seinem Buch einen anderen Weg. Er fasst die Seele als ein Wirkungsgefüge vieler verschiedener Funktionen auf, die sich in den Jahrtausenden der Menschwerdung entwickelt haben. Die evolutionäre Perspektive spielt für ihn eine entscheidende Rolle. Sein Modell von Seele versteht Bastian als geeignete Grundlage psychotherapeutischen Handelns.

Der Autor

Dr. med. Till Bastian ist Psychotherapeut in der psychosomatischen Fachklinik Wollmarshöhe in Bodnegg bei Ravensburg.

ISBN 978-3-525-40167-5



9 783525 401675

www.v-r.de